

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern**

Band (Jahr): **13 (1890-1892)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie ohne Vergnügen die Schätze sammeln, die Sie einst so nützlich gebrauchen werden. Noch glücklicher als jemals werden Sie einst nach ihrer Rückkunft im Schoos ihrer Familie leben, wenn auch jetzt die Entfernung von derselben Sie zuweilen schmerzet. Sie werden ihren häuslichen Cirkel durch so viele neue Ideen und Gefühle erheitern und beleben, und ein grösseres Interesse in denselben bringen, als das gewöhnliche Interesse des Tages ihm geben kann. So schön ist freylich die Natur in Göttingen nicht als in Bern; aber welche Naturscene in Bern und in der ganzen Welt gewähret Ihnen das Vergnügen, das Sie jeden Tag in ihrer Gewalt haben, das Sie in jeder Stunde hervorrufen können, wenn Sie ihre Seele in die grösste Thätigkeit setzen, wenn Sie alle ihre Kräfte üben?

IV.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 19. März 1790.

Den Empfang ihrer geliebten Briefe vom 8. und 11. März habe ich Ihnen den 15. März angezeigt; die Antwort bin ich noch schuldig.

Arbeiten Sie mit allen ihren Kräften dem Heimweh entgegen, das Sie mir in ihrem Briefe vom 8. gestehen. Das beste Mittel dagegen ist, wie mir daücht, dass Sie in jeden Tag ihres Lebens so viel Interesse hineinbringen, als Ihnen menschenmöglich ist. Die Zeit ihres Aufenthaltes in Göttingen ist kurz. Wenn sie von da mitnehmen wollen, was Ihnen für ihr ganzes übriges Leben nützlich seyn kann, so finden Sie da gewiss für jeden Tag Arbeit und Unterhaltung, also das völlige Gegengift der *Leerheit der Seele*, über die Sie sich beklagen. Abgerissen und isolirt sind Sie durchaus nicht. Mit der

grösten Wärme des Herzens hat mir Herr Hofrath Meiners von Ihnen geschrieben. Eben diese Wärme und Theilnehmung werden Sie bey jedem erregen, der Sie kennt. Geben Sie dann auch noch auf das nächste halbe Jahr ihren Studien die Richtung, die Sie am meisten aufheitern und beleben kann. Wenn wir oft glauben, dass unser Kopf zu nichts mehr taugt, so giebt ihm doch eine ganz neue Arbeit, eine ganz umgeänderte Reihe von Gedanken neues Leben und neue Kraft. Hüten Sie sich, den Schild der Hypochondrie auszuhängen; hängen Sie nicht unangenehmen Gefühlen nach. Tödteten Sie diese Gefühle durch Arbeit, und treten Sie der Hypochondrie auf den Kopf.

Verzeihen Sie mir, dass ich unrecht verstanden habe, was Sie mir von Briefen ihres Herrn Vaters und ihres Herrn Oncle schrieben. Sie haben recht geschrieben; aber ich habe nicht recht gelesen.

Ich verehere die Bescheidenheit in jedem Alter und in jeder Lage in der Welt. Aber jeder Mensch muss doch wissen, was er ist und was er kann, damit er Muth genug habe, alles zu unternehmen, was er vermag. Mir missfällt darum, dass Sie sich einen *tout à fait pauvre Sire* nennen! das sind Sie nicht, und das wird man nur, wenn man sich einbildet, dass man es ist. Wer nehmen will, muss geben; diess ist meine beständige Maxime. Hüten Sie sich, ich bitte Sie, vor der Gemüthsart, die immer nehmen will und nichts giebt; denn diess ist der geradeste Weg zu nichts zu gelangen.

Kommen Sie in den Oster- oder Pfingstferien hieher, aber ja, wenn es möglich ist, bey schöner Witterung. Solche kleine Reisen können Sie erheitern. Reisen Sie auch einmal nach Cassel, wenn Sie noch nicht alles gesehen haben, was dort zu sehen ist. Hannover ist nichts in Vergleichung mit Cassel, ob ich gleich Gott danke,

dass ich hier lebe und nicht dort. Hamburg wäre auch ihrer Aufmerksamkeit werth; es liegt nur achtzehn Meilen von Hannover.

Herzlich danke ich Ihnen, mein Geliebter, dass Sie meinen ersten Brief an Sie ihrem Herrn Vater geschicket haben. Dieser Brief ist doch wenigstens für Ihn und den guten Herrn Professor ein Beweis, dass ich noch lebe und meine ältesten und besten Freünde nicht vergesse.

Die äusserste Abneigung ihres Herrn Vaters gegen allen schriftlichen Umgang kenne ich aus alten Zeiten. Mein höchster Widerwillen gegen irgend etwas, das *Abscheü* erregt, ist nicht grösser als bey ihrem Herrn Vater der Widerwillen und der *Abscheü* gegen die Stunde, in der er einen Brief schreiben muss. Dieser sonderbare Zug in seinem Charakter hat seinem ganzen Leben eine ihm fast ganz eigene Wendung gegeben. Er hat sich gegen alles, was ihn nicht zu allernächst umgab, isolirt. Ich sehe zwar auch sehr wohl ein, dass ein solches insularisches Leben seinen grossen Nutzen haben kann. Wer allen nur erdenklichen Weltverhältnissen entsagt, wer alle seine Kräfte in einen einzigen Brennpunkt vereinigt, wer nichts mit irgend einem Menschen zu thun haben mag, der nicht in einer Stadt oder an irgend einem Orte mit ihm lebt, wirkt gewiss mit grosser Energie auf alles, was ihn umgiebt, und thut gewiss mit solchen Kräften, wie ihr Herr Vater hat, unendlich viel Grosses und Gutes in seinem Bezirk. Es ist gut, dass es auch unter Menschen von grossem Geiste solche Menschen giebt. Aber bedenken Sie, mein Lieber, wie es in der Welt aussehen würde, wie viel Gutes nicht geschähe, wann alle Menschen nach der Regel ihres Herrn Vaters leben wollten! — Ich sage Ihnen diess (oder eigentlich ich nehme die Freyheit Ihnen diess zu sagen), damit Sie

ihrem Herrn Vater hierinn nicht nachahmen, ob er gleich für Sie in jeder andern Absicht ein so grosses und ihrer höchsten Ambition würdiges Muster zur Nachahmung ist.

Aber was Ihnen unglaublich scheinen wird, muss ich Ihnen, um nicht ungerecht zu seyn, auch frey gestehen. Ihr Herr Vater schrieb mir, wenn ich nicht irre, vor zwey Jahren, und ihr Herr Oncle schrieb mir vor vierzehn Jahren einen Brief¹⁾, den ich auch nicht beantwortet habe! ich, der in einem fort, jede Woche, eine schreckliche Menge von Briefen aus so vielen Ländern über eine unglaubliche Manigfaltigkeit von Dingen und Angelegenheiten erhalte: immerfort schreiben muss, aber freylich auch²⁾.

V.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 15. Mai 1790.

Ihr Brief vom 13. May hätte Sie, mein Geliebter, ganz wieder vor mein Anschauen gebracht, wenn ich Sie sonst nicht noch immer sähe und hörte. Von Ihnen spreche ich mit meiner Frau und von Ihnen spricht meine Frau mit mir, ununterbrochen, mit dem innigsten Danke und der herzlichsten Liebe. O wie oft hat meine Frau seit ihrer Abreise gewünschet, Sie Hand in Hand mit mir und an meiner Seite zu sehen!

Gottlob dass Sie von ihrem Flusse an den Augen beynahe ganz geheilet sind. Die Tage sind jetzt lang;

¹⁾ Wenn er hier Johann Stapfer meint, und es ist wohl keine andere Annahme gestattet, so irrt er sich; denn in Nr. II spricht er von 2 Briefen desselben (vom 3. März und 30. April 1785), die er am 24. Oktober gl. Jahres beantwortete.

²⁾ Der Schluss des Briefes findet sich nicht vor, dafür von Stapfers Hand die Bemerkung: „Das Ende des Briefes ist verloren oder verlegt“.